

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 51

Artikel: Grundwasser [Schluss]

Autor: Zahn, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

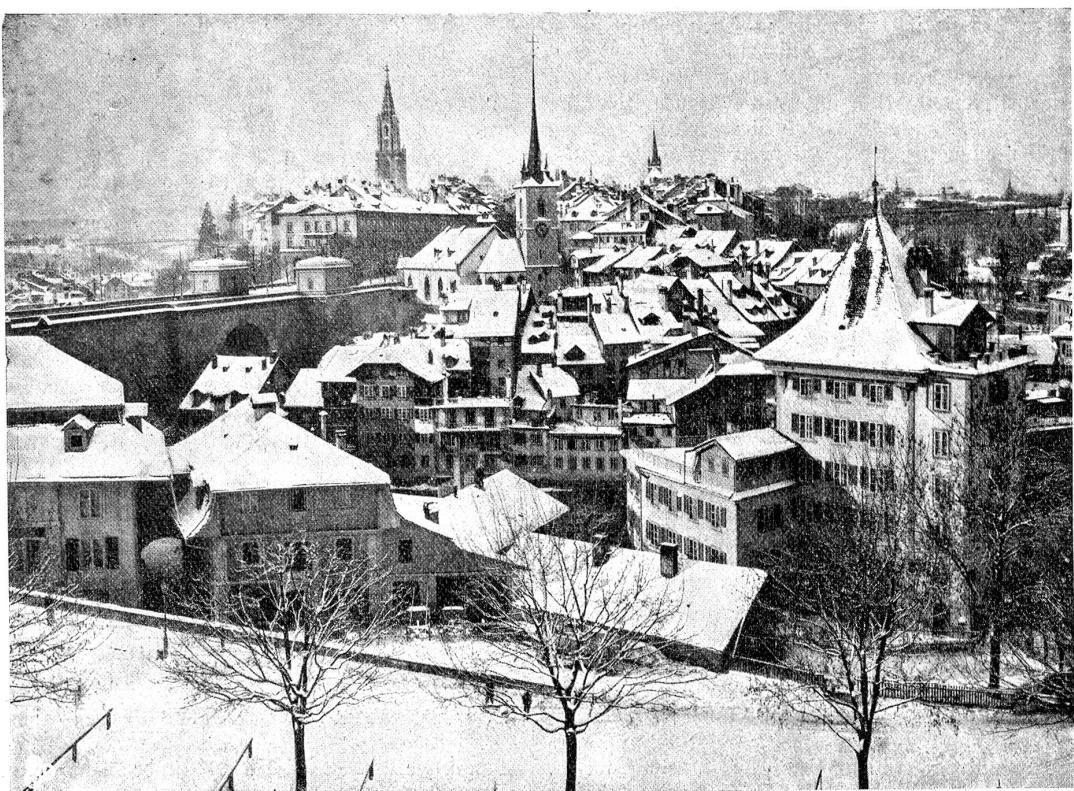
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bern im Winter.

□ □ Grundwasser. □ □

Don Ernst Zahn.

11.

Die Sonne erlosch ganz hinter dem Graugewölk. Es wurde kalt, als es dem Abend entgegenging. Flori hatte regungslos und in Grübeln versunken gewartet. Er malte sich aus, was geschehen würde, wenn Leni käme. Alle Zukunft kümmerte ihn nicht. Seine Gedanken reichten nicht weiter als just bis zu der Stunde, wann er sein Mädelchen sehen würde. Einmal baute er sich wundersame Schlösser in die blaue Luft, und mit dem nächsten Gedanken riß er sie wieder ein. So saß er, und die Zeit verging ihm fast schnell.

Als die letzte Spur eines Leuchtens hinter den Nebeln erstarb, stand Leni unter den Tannen des Färmigerwaldes. Das Mädelchen trug ein dunkles, schlichtes Kleid. Das bleiche Blond des Haares schimmerte in warmem Glanz dawider, und das schmale Gesicht hatte einen Ausdruck rührender Lieblichkeit. Flori neigte den Leib vor und staunte das Mädelchen an, als erscheine ihm ein Engel. Und vielleicht war Leni in seinem Leben der gute Engel. Nun tat sie ein paar Schritte ihm entgegen. Sie zog das Tuch, das sie um die Schultern geschlungen hielt, fester zusammen und reichte ihm nicht die Hand, als sie vor ihm stand. Ganz ruhig und voll tiefen Ernstes hob sie zu sprechen an:

„Vor einem Jahr, als ich mit dir geredet habe, hast mir nicht vertraut, und als ich dir habe beweisen wollen, daß ich es ehrlich meine, da hast mich mißhandelt und bist taub gewesen und verlaufen. Jetzt bevor du noch einmal gehst, mußt anhören, was damals überhört hast. Wenn du zu Grunde gehst, so sollst die Entschuldigung nicht haben, daß dich des Brovers Mädelchen zu Grunde gerichtet habe!“

Es hielt inne. Der Burjche sagte kein Wort, er tat keinen Schritt zur Flucht, wie Leni fast gefürchtet hatte. Er stand nur und staunte in ihr Gesicht, wie ein anfrichtig Be-

tender voll Inbrunst nach seiner Heiligen blicken mag. Da fuhr Leni fort:

„Vor einem Jahr sind der Vater und die Mutter einverstanden gewesen, daß, wenn du eine Frist lang recht tuft und dich gut hälst, wir zwei beieinander bleiben dürfen fürs Leben. Das habe ich dir eingestehen wollen, weil du mir sonst nicht getraut hast, aber du hast mich nicht angehört! Und jetzt ist das Jahr herum, und es ist alles ganz anders! Warum — warum hast du solch ein Jahr gelebt, Flori?“

Sein Blick verlor sich seitwärts in das Tannendunkel.

„Frag den Herrgott, warum er seinen Menschen die Sünde ins Blut gießt, daß, wenn der Verstand nicht mehr Herr bleibt und das Blut Meister wird, keine Rettung vor dem Sündigen ist. Dem Verstand hast du die Herrschaft genommen, Mädelchen!“

Er redete alles ruhig, leidenschaftslos, nur er fühlte, wie im geheimen jedes Wort in ihm nachhebte.

„Der Vater und die Mutter wollen nichts mehr von dir wissen, und so gut das andre gegolten hätte, gilt jetzt das!“

Er nickte nur, als hätte er nichts andres erwartet.

„Flori, warum bist auch nicht brav geblieben?“

Lenis Hand hob sich und suchte die seine. Da zuckte die alte Begehrlichkeit in ihm auf, er verschlang des Mädchens Gestalt mit einem durstigen Blick und öffnete die Arme. Aber dann fiel sein Auge auf ihr Gesicht, das in Tränen zuckte, und er überwand den Bennet-Buben in sich. Er ergriff des Mädchens Rechte nicht.

„Was geschehen ist, ist geschehen. Was hilft's jetzt! — Ich muß halt gehen! So, adieu, Leni! Und es hat mir doch gut getan, das zu hören. Ich sage dir Dank!“ Er wandte sich ab. Er tat ein paar Schritte.

Leni wußte, daß sie ihn nie mehr zu sehen bekam, wenn sie ihn gehen ließ. Zweimal wollte sie rufen, und zweimal stockte ihr die Rede. Dann nahm sie allen Mut zusammen und nannte seinen Namen. Und als er gehorsam wiederkam, redete sie hastig, als könnte sie darob neue haben: „Flori, wenn du dich halten willst, wenn du brav bleibst, so — ich bleibe dir treu, und — in ein paar Jahren kannst mich holen!“

„Ob deine Leute wollen oder nicht?“

Leni zögerte noch. Dann versprach sie mit kaum hörbarer Stimme: „So oder so!“

Da glühte die Hoffnung in Floris Augen auf und erstarb.

„Weißt du alles, was in dem Jahr geschehen ist?“ fragte er.

„Alles, was die Leute wissen!“

Er dürftete nach Ehrlichkeit.

„Der Xander —“ begann er zu beichten. „Ich traf ihn am Weg in die Lochtäler damals. Und ein Herumstreicher, wie er ist, als er herausgebracht hat, daß ich fort will, hat er mich mitgenommen ins Obersland, wo er einmal gedient hat. Im gleichen Dorfe sind er und ich unterkommen. Und — wenn du hingehen könnest, würdest die Leute jetzt noch den zweien fluchen hören. Seit da die grauen, alten Hütten stehen, sind noch nie zwei Schlechtere dazwischen herumgegangen. Die Leute haben Angst vor ihnen gehabt: so schlecht, so frech und so wild sind sie gewesen, die zwei — der Xander und ich!“

„Was — was hast Schweres auf dem Gewissen?“ fragte Leni. Ein Schauder durchfuhr sie.

„Schweres genug,“ fuhr er fort. „Der Xander ist ein guter Lehrmeister, und ich bin ein noch besserer Schüler gewesen! Acht Tage lang ist geschafft worden und darauf vierzehn gelumpt; in allen Wirtschaften sind wir daheim gewesen, bis uns alle verboten waren! Wo's Streit und Schlägerei gegeben hat, sind wir dabei gewesen. Und die jungen Burschen haben fast so viel Angst gehabt wie die jungen Mädchen!“

„Was — wie meinst das?“

„Dass ich dir nicht treu geblieben bin!“ stieß er heraus. Da schwieg Leni und wandte sich ab.

Flori hatte nichts anderes erwartet.

„Siehst, Mädchen, ich habe dir alles sagen müssen, wenn ich auch gewußt habe, daß dein Wort zurücknimmt, oder gar, weil ich das gewußt habe. Du — hättest mir im Leben viel Gutes tun können, und wenn mir das Glück eine wie dich gegeben hätte, so wäre ja schon alles anders geworden; aber du bist nicht für den verkommenen Kühneke gewachsen! Und — und — so geh' ich jetzt, Mädchen! — Und behütt dich der Herrgott!“

Er tat noch einen langen Blick in Lenis Gesicht, dann schritt er abermals und rascher hinweg. Da schrie es ihr im Herzen: „Hilf ihm aus der Not! Errett ihn! Der Hergott selber hat dich bestimmt dazu!“ Das Mitleid war mächtiger noch als die Liebe und trieb sie ihm nach. Unter den Tannen holte sie ihn ein. „Flori, Flori!“

Er blieb stehen; sie legte beide Hände auf seinen Arm.

„Wenn ich deine Frau würde, versprächtest bei allem, was heilig ist, daß du brav bleiben würdest, von Stund an und solange du lebst?“

Er hielt sie weg von sich und suchte im Dämmer der Stämme in ihren Zügen zu lesen.

„Nach allem, was du weißt, sagst das noch, nach allem?“

„Ich — ich möchte dir helfen . . .“

Es straffte sich jede Sehne an seinem Leib. Er schien zu wachsen. Seine Arme hielten das zitternde Mädchen, scheu und doch fest, wie man ehrfürchtig seine Mutter in Armen hält.

„Wenn du mir Treu' verprüf' — jetzt — Leni! Ich will dir jetzt glauben, als hätt' ich's verbrieft! Wenn du mir versprichst, daß du mich gern behälst, keinen sonst, dann will ich jetzt in die Stelle gehen, die dein Vater mir gefucht hat, und will in treulicher Arbeit die Sünden verbüßen. Und wenn ich wiederkomme in ein paar Jahren, dann sollst nichts Schlechtes mehr von mir hören, nur — nur — das Gegen teil! Und dann — will ich um dich fragen!“ Er hatte das alles laut und voll Kraft gesprochen.

Leni schluchzte leise, sie drückte seine Hände.

„Die heilige Mutter Gottes gebe dir Kraft! Ich will dich nicht vergessen, und magst kommen, wann du willst, ich will deine Frau sein, wenn dem Vater sagen kannst, daß du brav geblieben bist!“

Sein Kopf neigte sich ihr zu, ihre Wangen schmeichelten an die seine. Wieder durchrieselte ihn ein heißer, begehrlicher Schauer. Er atmete schwer. Aber sein Wille war mächtiger. Er fasste Lenis Kopf zwischen seine beiden rauhen Hände und drückte die Lippen andächtig auf ihre Stirn.

„Ach, mein Mädchen! Was gesagt ist, soll gelten, wie Hochzeit vor dem Pfarrer!“

Er verließ sie plötzlich und schlug, ohne sich umzusehen, den Weg nach Färnigen ein.

Leni achtete jetzt erst auf die wachsende Dunkelheit. So spät! Sie erschrak. Sie wußte, daß nach ihrem Verbleib gefragt werden würde; da stieg sie über die Hänge hinab, um zu beichten.

Achtes Kapitel.

Flori hatte den Weg nach Färnigen genommen. Es war nichts mehr, was ihm dort gefährlich schien. Sein Kopf saß höher, ganz stolz im Nacken. Er kam sich wie geseit vor gegen alles Schlechte, und jedes Seitenwärtsweichen schien ihm feig. Darum ging er der Straße nach und scheute es nicht, daß er an der Hütte der Bennet-Tschüli vorüber mußte.

Als er das Haus Zwierz erreichte, war es ganz dunkel geworden. Über den westlichen Bergen flammt innitten letzter, verbleichender Tageshelle ein Stern auf. In der Wohnstube des Zwierzhauses zündeten sie Licht an. Flori blieb einen Augenblick im Schatten der Kirche stehen und sah das Haus an. Er fühlte, daß es ihm lieb geworden war. Der Kopf wurde ihm heiß und wurr. Er ließ das Bewußtsein in sich wachsen, daß das Glück auch ihn jetzt suchte, ihn, den schlechten Flori! Und wie es in ihm war, als befreite sich etwas in seiner Seele, wie er selber dabei gleichsam körperlich an Kraft gewann, mußte er sich Gewalt antun, daß er es nicht in die Nacht hinausschrie: „Ich will ein Rechter werden, und ich weiß, daß ich es kann!“ Darauf suchte er weiterschreitend, den Schatten der Häuser; es war ihm nicht ums Grüßen und Gegrüßtwerden, er hatte mit sich zu tun. Er durchmaß das Dorf, ohne daß ihn Freund oder Feind belästigt hätte. Endlich lag nur noch die Hütte der Mutter vor ihm. Ehe er sie erreichte, sah er, daß das Türbrett offen stand und ein langer Lichtschimmer auf die Straße fiel. Er zögerte. Eben klirrte die Brüllstimme des Xander heraus: „Weißt der Kuckuck, wo er steht! Er wird wohl noch beim Rüttibauer oben sein! Hähä, was gibst mir, wenn ich dir den Gefallen tu' und ihn suchen gehe?“ Flori verstand jedes Wort. Ein unbestimmbares Gefühl hielt ihn an der Stelle fest, wo er stand. Dann wappnete er sich mit seinem Troß und seiner jungen Kraft und trat in den Lichtstreifen.

Da rief ihn von drinnen der Xander an: „Red vom Teufel, dann ist er da! Komm herein, du!“

Der Geißell hatte sich eben durch die Tür geschoben und streckte den Arm.

Flori biß die Zähne zusammen und sah sich nicht um. Ohne Gruß schritt er vorbei. Aber der andre ließ ihn nicht los.

„Hoho, tu nur nicht so fürnehm heute, als kennest einen nicht. Hereinkommen sollst, hast gehört?“ brüllte er hinter ihm.

Flori schritt fürbaß, bis der andre hinter ihm herfuhr wie ein Stier und ihm die Praxe auf die Achsel schlug.

„Was ist?“ fragte er mit halbersticker Stimme. Er war bleich. Er hätte den andern erschlagen können, um frei zu werden.

Xanders Auglein funkelten. Er ließ ein Rütteln hören, das wie Raubtiermurmen war.

„Hereinkommen sollst!“ befahl er dann.

Der andre richtete sich auf. „Ich habe da drinnen nichts zu tun. Schuldig bin ich dir nichts. So, adieu!“

Der Xander war schnell troß seiner Plumpheit. Er versperrte ihm den Weg.

„Bist halt wieder beim Zwirer gewesen, man merkt's dir an; du spielsst jetzt noch den Braven, der du vor seinen Augen sein mußt!“

„Läß mich weiter!“ Flori hob den Sack mit den Habseligkeiten wie zum Schlag.

Da rückte ihm Xanders Gesicht dicht vor die Augen:

„Es ist Besuch da für dich! Willst kommen oder nicht? Was sollen wir die Suppe ausschütten, die du eingebrockt hast!“

„Wer könnte da sein? Zum letztenmal — jetzt — läß mich weiter!“

„Die Gunter-Karlini aus dem Oberland will mit dir reden!“

„Die — die — was hast gesagt?“ Flori hatte geschwankt. Der Name! Eine Angst befiel ihn, von der er selber nicht wußte, was sie sollte, und es schwindelte ihn. Darauf trat er, ohne den Xander mehr anzusehen, auf die Hüttenöffnung zu.

Die Wohnstubentür stand offen; er warf seinen Packen in den Flur zu Boden, dann rührte er sich. Seine Beine waren schwer wie nach langem Weg. Er betrat den dunklen, unsauberen Wohnraum. Eine Petroleumlampe brannte rauhig an der Decke, auf dem Tische stand in einer Flasche der Rest einer brennenden Kerze, welche die Tschüli jüngst in der Kirche hatte mitlaufen lassen. Der Xander hatte eine schmutzige Zeitung auf dem Tische liegen und hatte der Mehrbeleuchtung bedurft. An ihrem Fensterplatz faulste die Tschüli und glanzte ein Mädchen an, das mit auf dem Rücken gekreuzten Händen an der Wand lehnte. Es drehte den Kopf nach der Tür, als Flori eintrat.

Es war blutjung, sein Leib hatte hagere, aufgeschossene Glieder, Füßen umhüllten sie. Das Gesicht war schmal und weiß, dunkle, glänzende Augen standen darin, dunkles Haar umgab wirr und zerzaust den Schädel.

„Gelt, er ist es gewesen,“ murmelte die Tschüli und verzog das Gesicht zu einem Grinsen; dann wandte sie sich dem Eintretenden zu.

„Bist wieder gesund, du? Die Karlini wird froh sein! Wenn du gestorben wärst, wär' sie dagesehen!“

Flori tat, als sähe er das alte Weib nicht. Er war über die Schwelle getaumelt und starzte das Mädchen an. Er sah aus wie ein Gestorbener, und seine Knie zitterten. Es war ihm eine Art Erleuchtung gekommen. Er wußte das Glück, das ihm heute in die Hand gefallen war, von einem Worte abhängig, das aus des fremden Mädchens Mund kommen sollte.

„Was — mich hast wollen?“ stotterte er und schenkerte die Arme, mit denen er nichts anzusagen wußte.

„Er hat zu viel!“ lacherte die Tschüli.

„Ah bah, Angst hat er!“ gröhnte Xander, der herein gekommen war. Die Karlini lachte frech.

„Ja, dich habe ich wollen!“

Er wollte fragen, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen vor Angst, er brachte kein Wort hervor. Das Mädchen gab sonst Bescheid.

„Die Mutter schickt mich, ich soll fragen, wann du uns ins Amtsblatt tun lassen willst?“

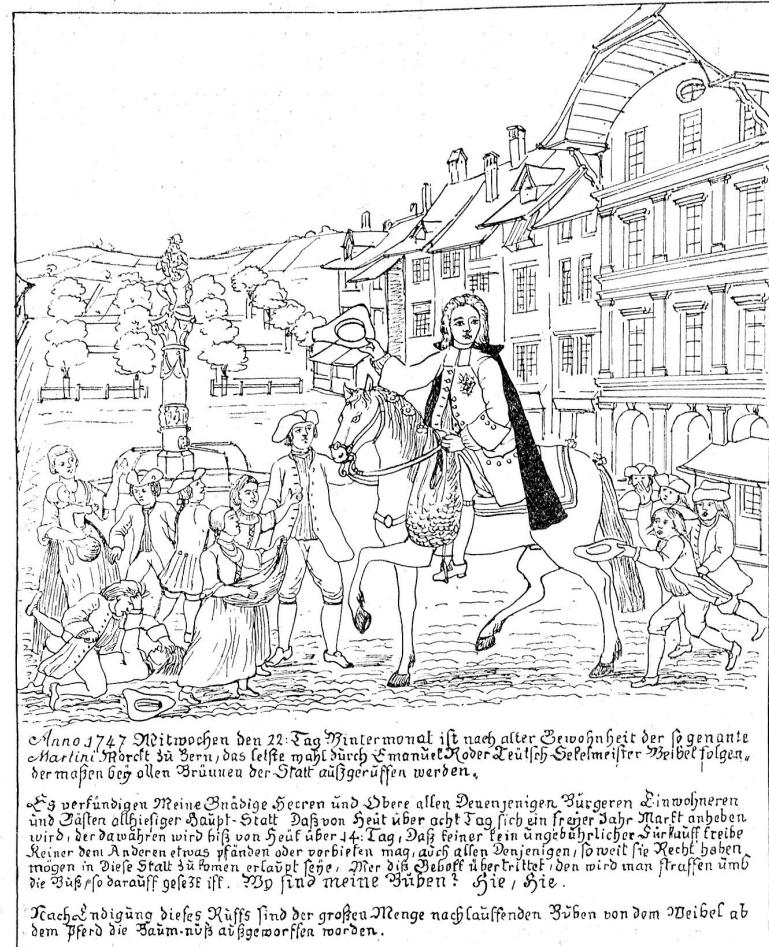
Langsam kamen Floris Arme zur Ruhe. Die Lider fielen einen Augenblick über seine Augen, daß nur das Weiße hervorschimmerte. Danach fragte er tonlos:

„Ins Amtsblatt? Dich und mich?“

Wieder lachte die Karlini.

„He, ja, die Mutter will nicht Heirat und Taufe mit einander im Haus haben.“

Der Xander brüllte auf vor Vergnügen. Die Tschüli glanzte und lächelte zutraulich: der Bub schien ihr nähergerückt.



Das Ausrufen der Martinimesse bei den Stadtbrunnen Berns bis 1747.

Und Flori wandte sich ihr zu. Sein Gesicht war verzerrt wie von grenzenloser körperlicher Qual, aber es war keine Schwäche mehr an ihm.

„Mach' ich Euch nicht Freud' jetzt, Mutter?“ fragte er und höhnte mit den Worten das verkommen Weib und sich selbst und alles, was um ihn war. Dann ging er auf das Mädchen zu.

„Recht hast, Karlini, daß du gekommen bist! Schläfst hier die Nacht? Ja — da“ — er schlug die Finger um ihr Handgelenk und riß sie nach dem Flur — „da in dem Pack ist mein Hochzeitrust und meine Aussteuer, das nimmst morgen mit, wann du heimgehst, daß du auch sicher bist, daß ich nachkomme!“

Das Mädchen wehrte sich wider seinen Griff, seine Nägel gingen ihr wie Krallen ins Fleisch. Da stieß er sie von sich und tat einen Sprung und stand auf der Straße.

„Wohin läuft?“ kreischte Karlini, die ihn nicht mehr wegzulassen meinte, obgleich ihr angst war vor seinem sonderbaren Gebahren.

„Was, brennt er wieder durch?“ schimpfte innen der Xander und kam durch den Flur gestürmt.

Aber Flori stob den Weg wieder hinaus, den er gekommen war. Er durchjagte das Dorf und stürzte den Bergpfad aufwärts. Er kannte den Weg auch im Dunkeln. Aber der war weich und schlüpfrig; es war eine beschwerliche Flucht. Ein wenig außerhalb der letzten Gaden blieb er leuchend stehen. Er lauschte. Es blieb alles still. Im Dorf hatte ihn keiner durch den Schatten hüchten sehen. Möchte ihn der Xander dort suchen! Da herauf folgte er ihm nicht!

Langsam fing er abermals an zu steigen, und als seine Pulse ruhiger schlugen und das wilde Klopfen seines Herzens

sich legte, kam eine große Klarheit der Gedanken über ihn. Er fühlte weder Schmerz noch Furcht, noch war die leiseste Hoffnung mehr in ihm. Aber sein Kopf war hell und sein Sinnenscharf wie das eines Bielerfahrenen. Auf dem Weg, den ihm die Zwayer-Leni gezeigt hatte, war er an eine Mauer gekommen, die nicht zu übersteigen war. Er, der Bennet-Flori, eines verkommenen Weibes Bub, mußte zurück zu dem Volk, das seinesgleichen war, und mußte wieder verkommen. Aber er hatte dem guten Mädchen versprochen, daß er recht und brav bleiben wolle! Ha, wenns doch an ein Untergehen ging, sollte es nicht wieder ein Verlinfen in Schlechtigkeit sein! Er schlug seine nügelbeschlagenen Schuhe fester in den gegen die Höhe sich härtenden Schnee. Als er den Firnwind schärfer spürte, riss er den Filz vom Kopfe. Der kühle Hauch tat wohl, die Stirn fühlte sich noch einmal so frei. Er nahm den Hut und schwang ihn in weitem Bogen in der Richtung fort, wo das Tosen des Färnigenbaches scholl. „Da tu deine letzte Reise wie ich die meine!“

Er erreichte bald danach den Wald und schaffte sich aufwärts, langsam, gemächlich. Es war ja keine Eile! Er brauchte wohl eine Stunde bis zum Fochsee. Als er aus den Tannen trat, lag das Mondlicht auf dem dunkeln Gewässer. Weiß, von blendender Helle, schien es hinabzuzünden in die finstere, seltsame Tiefe. Es tat sich wie ein Tor auf in dem schweigenden Wasser, und die Silberleiter des Mondstrahls führte hinab in den Grund. Flori wunderte sich nicht mehr, daß nichts zur Höhe kam, was der See verschlang, seine Tiefe schien endlos. Er stand und sah dem ruhigen, weißen Glanz nach und hinunter, bis ihm die Augen brannten. Dann hob er den Kopf und sah dasselbe weiße Licht über alle Berge gegossen. Nur wo Wald wuchs, ragte es schwarz in die heilige Helle, und jede Linne hob sich scharf von dem leuchtenden Grund, und jeder lag es zwischen den Nesten wie von feuchtem, silbernem Tau. Aber die Berge standen gleich erleuchteten Riesenmauern. Das „Stille Horn“ schien wie ein Turm aus edlem, weißem Metall, und auf seinem Firn spielten bleiche Flammen.

Flori dachte an die Tage auf der Hornalp und die Zeit, da die Zwayer-Leni ihm lieb geworden war. Nun packte ihn zum erstenmal ein Leid, und seine Züge begannen in verbissenem Gram zu zucken. Aber er nahm sich zusammen. Seine Hand fuhr nach der Brusttasche. Ein altes zerrissenes Notizbuch steckte dort, darinnen des Zwayers Knecht die Auszugsmühle aufzuzeichnen pflegte. Das Lötterding enthielt noch zwei Blätter. Er riß das eine heraus und ließ es, dicht an den See treitend, ins Wasser gleiten. Es machte den gleichen, gemächlichen Weg, inmitten der Mondhelle fing es an, sich zu drehen, und plötzlich war es verschwunden. Flori entnahm seinem Buche das andere Blatt und hob es über das Wasser. Dann befand er sich und zog es zurück. Er neigte einen Bleistiftstiel aus dem ledernen Halter am Buch, legte das Blatt auf den leeren Deckel und zeichnete mit ungelenken Fingern zwei Worte auf das Papier.

„Adie, Leni!“

Er brauchte eine lange Weile dazu. Als er fertig war, schritt er zur nächsten Linne, deren Stamm kahl war und nur hoch in das Licht eine spärliche Krone streckte. Dort nahm er sein Taschenmesser, durchstach den wortarmen Brief, ihn fest an den Stamm des Baumes heftend. Das Messer

zitterte, als seine Hand es losließ, er hatte es bis in das Herz der Linne gestoßen.

Und gleich einem, der sich ruhig schlafen legen will, entsiedigte er sich seines Rockes und legte ihn unter den Baum, und die silberne, wertlose Uhr legte er darauf, als wäre sie ein Kleinod. Dann trat er an den See zurück und zögerte nicht ein einziges Mal. Sein Entschluß stand so klar und fest vor ihm. Er stieg in das Wasser, als gälte es ein Sommerbad, und legte sich gleich dem geübten Schwimmer auf den Rücken in die schwarze Flut. Sein Gesicht war der Helle zugewendet. Es zuckte keine Muskel darinnen. Der Körper begann zu treiben, und je mehr er sich der Helle näherte, desto starrer erschien das Gesicht, wie aus Marmor geschlagen, rein, schön, von kühnen Zügen; jede Spur von der Schlaffheit des Verkommenen war verschwunden. Der Sterbende hatte einen eisernen Mut, seine Augen standen offen und blickten ohne Trauer, nur voll großer, entschlossener Ruhe.

Als der Mond in das Gesicht lugte, tat der See sich auf. Es ging wie eine mächtige Welle und war wieder glatt und still und hell.

An dem Stamm drüben schimmerte das Blatt.

* * *

Des Zwayers Leni hatte gebeichtet. An dem Abend, da sie sich dem Flori am Fochsee versprochen hatte, war sie vor den Zwayer hingetreten und hatte gesagt:

„Ich bin dem Flori nachgegangen. Er hat mein Wort, wenn er brav bleibt!“

„Das Wort soll nicht gelten! Der Herrgott wird dir Antwort geben, eigenwilliges Mädchen! Ich habe nicht gewußt, daß ich ein ungehorsames Kind habe!“ hatte der Zwayer geredet und war zum erstenmal im Zorn von seiner Einzigsten gegangen.

Zwei Tage später hatte er der Leni einen weißen Zettel zugetragen, darauf zwei schwer zu lesende Worte standen.

Das Mädchen saß in der Wohnstube und nähte und sorgte sich um den Flori und grämte sich um den Vater, der zwei Tage lang kein Wort mehr zu ihm gesprochen hatte. Die Zwayerin saß daneben und las den Kummer aus des Mädchens Gesicht und hätte trösten mögen, wenn sie nicht dem Manne recht gegeben hätte.

Der Zwayer war auf einmal in der Tür gestanden, während ihn die Weiber bei den Knechten glaubten, die am Waldbholz schafften. Sein Gesicht war ernst, aber die ganze Liebe zu seinem Mädchen leuchtete wieder aus seinem Gesicht.

„Der Herrgott gibt dir einen harten Bescheid,“ sagte er, und seine Stimme zitterte, „das und allerlei Sachen, die dem Bennet-Flori gehört haben, haben sie am Fochsee gefunden!“

Leni war aufgefahren. Sie haschte nach dem Zettel und las — und las. Darauf sah sie den Vater an mit Augen, die sich füllten und brannten, bis sie das Gesicht an des Zwayers breiter Brust verbarg. Da schluchzte sie lange, und der Bauer legte den Arm um ihren schlanken Leib, und mit der Rechten strich er ihr über den blonden Kopf, zärtlich, viele Male.

Die Zwayerin sah hinaus zum Fenster. Es wollten auch ihr die Augen feucht werden ob der großen Liebe, die sie zwischen den beiden sah.

— Ende. —

Dom Berner Markt und der Berner Messe.

Studien von Klaus Leuenberger, Bern.

(Schluß.)

Einstmals hat der alte Zeitglocken auch Marktbilder gesehen, die recht ungemütlich waren. So im Teurungsjahr 1846, wo die Regierung gegen unzufriedene Bürger, die einen Raubsturm auf die feilbietenden Händler und Wistenslacher

unternahmen, Militär in die Stadt einmarschierten und auf dem Kornhausplatz vier Kanonen aufstellen ließ, um durch ihre drohende Haltung einer weiteren Ausdehnung des Markt-kravallses vorzubeugen. (Siehe Abbildung in letzter Nummer.)